

**Zeitschrift:** Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

**Herausgeber:** Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

**Band:** 39 (1941-1942)

**Artikel:** Von Minaretten, Säulenheiligen und Totenleuchten

**Autor:** Reinhardt, Hans

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-113717>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Von Minaretten, Säulenheiligen und Totenleuchten.

Von Hans Reinhardt, Basel.

Mancher Leser wird vielleicht verwundert den Kopf darüber schütteln, dass diese Dinge miteinander etwas zu tun haben sollen. Der Schreiber dieser Zeilen hätte es ursprünglich auch nicht gedacht, er hat sich aber von diesen seltsamen Zusammenhängen im Verlaufe des Studiums eines unserer eigenartigsten Denkmäler in der Schweiz davon überzeugen müssen. Dieses höchst interessante Dokument ist der Pergamentplan des Klosters von St. Gallen, der, am Rande dem Abte Gozbert gewidmet, zur Vorbereitung des Wiederaufbaus der Abtei im Jahre 830 gedient hat. Er wird noch heute in der Stiftsbibliothek aufbewahrt.

Der grosse Benediktiner Gelehrte Mabillon hat bei seiner Schweizerreise im Jahre 1683 den Plan vom damaligen Bibliothekar, dem Subprior Hermann Schenk gezeigt bekommen<sup>1)</sup>. Er hat sogleich die ausserordentliche Bedeutung des Dokuments erkannt und als erster die gelehrte Welt darauf aufmerksam gemacht. Nach einer Kopie, die er damals erhielt, hat er einen Nachstich in seinem berühmten Werke der „Annales Ordinis sancti Benedicti“ veröffentlicht<sup>2)</sup>. Im Jahre 1842 hat die Zürcher Antiquarische Gesellschaft ein Faksimile des Planes, auch dies nur eine allerdings sehr sorgfältige lithographische Nachzeichnung, herausgegeben mit einem schönen begleitenden Texte ihres damaligen Präsidenten Ferdinand Keller<sup>3)</sup>. Inzwischen ist noch Manches über den Gegenstand geschrieben worden, und man sollte sich denken, dass das Wesentliche gesagt worden und kaum mehr viel Neues zu entdecken geblieben sei. Und doch ist gerade viel Wichtiges und Grundlegendes noch nicht richtig durchforscht worden.

<sup>1)</sup> „Asservatur in eadem bibliotheca vetus monasterii sancti Galli delineatio, ante annos octingentos depicta, omnes loci officinas adjunctis versibus accurate exhibens: cuius exemplum Hermanni beneficio accepimus“. MABILLON, Iter germanicum. Vgl. auch P. Gall Heer O. S. B., Johannes Mabillon und das Kloster St. Gallen. Diss. Freiburg i. Ue. 1932, Engelberg 1938, S. 142—145.  
 — <sup>2)</sup> Annales Ordinis sancti Benedicti, t. II, p. 132. — <sup>3)</sup> Bauriss des Klosters St. Gallen vom Jahr 820, im Facsimile herausgegeben und erläutert von Ferdinand Keller, Zürich 1842.

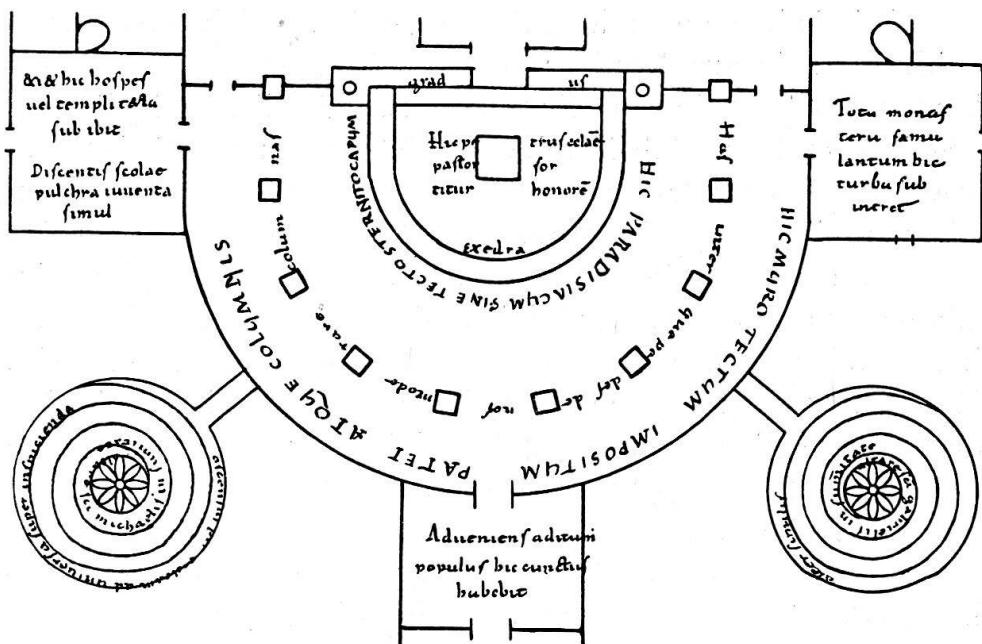
Wir haben an anderem Orte gezeigt, welch interessante Schlüsse allein aus dem Plane der Kirche noch gezogen werden können<sup>1)</sup>. Dort haben wir uns ausschliesslich mit ihr abgegeben und die dabei stehenden Türme nur vorbeigehend erwähnt. Aber auch sie sind höchst seltsame Gebilde, deren Eigenart bisher noch kaum richtig gewürdigt worden ist.

Man pflegt die Türme des St. Galler Klosterplans im allgemeinen als ganz gewöhnliche Kirchtürme anzusehen und hat sich deshalb noch selten Gedanken darüber gemacht. Kirchtürme sind aber vor allem Träger von Glocken. Sie sind deshalb möglichst enge mit der Kirche verbunden, ja sie erheben sich sogar womöglich über dem Kirchengebäude selbst, damit man rasch und ungehindert vom Altare oder vom Platze der Chorsänger aus an die in die Kirche herabhängenden Seile treten kann, um das Zeichen zum Stundengebet oder zur Handlung der Messe zu geben.

In Gallien haben sich zweifellos schon seit dem 5. Jahrhundert Türme über dem Kirchengebäude erhoben, und man darf vermuten, dass schon diese hohen Spitzen mit Glocken behangen gewesen sind<sup>2)</sup>. Jedenfalls ist es Gregor von Tours im 7. Jahrhundert ganz geläufig, dass die Glockenseile im Innern der Kirche herab hängen<sup>3)</sup>. Im 8. Jahrhundert wird es bereits als eine „alte Sitte“ bezeichnet, dass sich die Glocken in einem grossen Turme, in bescheideneren Bauten in einem Dachreiter über der Kirche befinden<sup>4)</sup>.

Auf dem St. Galler Klosterplan sind aber die Türme in keiner Weise mit der Kirche verbunden. Sie stehen auch nicht in der Nähe des Chores und des Hauptaltars, sondern weit entfernt davon beim Eingang, isoliert neben dem halbrunden Vorhofe. Auch erwähnen die Beischriften nichts von

<sup>1)</sup> Hans REINHARDT, *Comment interpréter le plan de Saint-Gall?* Bulletin Monumental, Paris 1937, p. 1—15. — <sup>2)</sup> Sowohl in St. Martin in Tours (erbaut um 472) (Greg. Tur., De mirac. s. Martini, I, 33 und II, 11; Odilo von Cluny, Bibl. Cluniac., col. 146), in St. Felix zu Narbonne (erbaut um 500) (Greg. Tur., De gloria Martyrum, I, 92) als auch an der Kathedrale von Nantes (erbaut 567) (Venantius Fortunatus, III, 7) stiegen grosse Türme über dem Kirchengebäude selbst auf. — <sup>3)</sup> Greg. Tur., De virtutibus s. Juliani, 27. — <sup>4)</sup> In St. Denis bei Paris heisst es bei der Weihe im Jahre 775: „basilicae fabrica completa, impositaque turri, in qua signa, ut moris est, penderent...“ (Mirac. s. Dionysii, 15, bei Mabillon, Acta SS., III, 2). In Fontenelle-St. Wandrille unterhalb Rouen hängt um 735 die Glocke in einem Dachreiter: „campanam in turricula eiusdem (basilicae) collocandam, ut moris est ecclesiarum, .... praecepit“ (Gesta abb. Font., 10).



Vorhof und Westapsis der Kirche von St. Gallen mit den isolierten Rundtürmen. Ausschnitt aus dem Klosterplan von 820. Nach dem Facsimile von F. Keller.

Glocken; sie besagen bloss, dass man mit Schneckenstiegen — in der Zeichnung durch Spirallinien angegeben — hinauf steigen könne, um von oben alles zu überschauen und zu überwachen: „ascensus per cocleam ad universa superinspicienda“. Auf dem Gipfel der Türme besteht jeweils ein kleines Heiligtum eines Erzengels: das des hl. Michael auf dem nördlichen, das des hl. Gabriel auf dem südlichen Turm. Bekanntlich lassen sich ja die Engel als Himmelsbewohner gerne auf einer Bergspitze, einem abrupten Felsen oder oben auf einem Turme nieder<sup>1)</sup>.

Über das Isoliertsein der Türme von St. Gallen hat man sich bisher keine besonderen Sorgen gemacht. Man hat auf die Campanilen in italienischen Gegenden verwiesen, die ja auch vollständig getrennt neben der Kirche stehen. Im allgemeinen reichen jene schmalen Türme aber kaum vor das 12. Jahrhundert zurück. Viel älter scheinen zwar die ebenfalls runden Türme zu sein, die isoliert neben den Basiliken von Ravenna stehen. Sie sind zweifellos die frühesten, die

<sup>1)</sup> Über den Kult des hl. Michael, vgl. CABROL-LECLERCQ, Dictionnaire d'archéologie chrétienne et de liturgie, Bd. XII, col. 903—907, und namentlich auch den schönen Aufsatz von Emile Mâle über den Mont-Saint-Michel in Art et artistes au moyen âge, Paris 1927, S. 162—164.

man auf italienischem Boden antrifft; sie stammen aber erst aus dem vorgerückten 9. Jahrhundert, sind also eher jünger als diejenigen von St. Gallen<sup>1)</sup>. Sie sind viel gewaltiger als diese und gemahnen eher an die runden, bewohnbaren Donjons mittelalterlicher Schlösser. Sie mögen Wachttürme gewesen sein. Wir erwähnen sie, da sie als solche wohl auch in unseren Zusammenhang gehören und ebenfalls aus ihm heraus ihre Erklärung finden können. Glockenträger sind auch sie nicht.

Schlank, runde Türme, ähnlich denen von St. Gallen, finden sich namentlich in Irland<sup>2)</sup>. Sie sind zweifellos sehr alt. Im Gegensatz zu denen von St. Gallen sind sie im Innern hohl, können aber ähnlich wie ein Fabrikkamin auf vorkragenden Steinen erstiegen werden. Eine einwandfreie Deutung haben sie bis heute eigentlich nicht gefunden. Eine sehr ausführliche Abhandlung von George Petrie in den Sitzungsgerichten der irischen Akademie in Dublin von 1845 entlässt uns ziemlich ratlos<sup>3)</sup>, und auch der Artikel über die keltische Kunst in der an Auskünften so reichen Encyclopédie liturgique von Cabrol und Leclercq gibt uns nicht die gehoffte befriedigende Antwort. Der grosse Architekt und Wiederhersteller der französischen Kathedralen, Viollet-le-Duc, der für alles Mittelalterliche ein so waches Interesse hatte, ist auch an den Türmen von Irland nicht vorüber gegangen; er hat über sie einige Bemerkungen gemacht, die einmal mehr von seinem klaren Spürsinn Zeugnis ablegen. „J'ai toujours considéré les tours isolées d'Irlande“, so sagte er, „comme ayant été construites pour ces deux fins: éclairer ou guetter“<sup>4)</sup>. Am tiefsten ist schon 1829 der berühmte Schriftsteller Sir Walter Scott in diese Probleme eingedrungen. Manche seiner Bemerkungen nehmen bereits Erwägungen vorweg, die auch wir bei der Betrachtung der Türme von St. Gallen angestellt hatten; einige seiner Schlüsse sind aus dem Rationalismus seiner Zeit zu verstehen und dürfen heute von uns entsprechend berichtigt werden. „Sie können kaum Leuchttürme gewesen sein“, so erklärt Walter Scott, „denn sie stehen oft an niedrigen und ungeeigneten Orten, obschon ganz in der Nähe Stellen sind,

<sup>1)</sup> Corrado RICCI, Romanische Baukunst in Italien, Stuttgart 1925, S. X—XII. — <sup>2)</sup> CABROL-LECLERCQ, II/2, col. 2935—2937. — <sup>3)</sup> George PETRIE, An Inquiry into the Origin and Uses of the Round Towers of Ireland. Transactions of the Royal Irish Academy, T. XX, Dublin 1845. — <sup>4)</sup> Brief von Viollet-le-Duc an Marg. Stokes, abgedruckt in deren Werk: Early christian architecture in Ireland, London 1878, p. 141.

die wohl berechnet sein könnten für Wachttürme. Sie können auch keine Einsiedeleien sein, obschon wir vermuten, dass eine gewisse Gruppe von Anachoreten den Gedanken des Säulenheiligen Simeon nachahmten und ihren Sitz in der Höhe aufschlugen, wie der heilige Syrer sich begnügte, auf dem Gipfel eines Pfeilers sich aufzuhalten. Sie sind auch kaum Wehrtürme gewesen, und wenn sie auch stets an und neben einer Kirche stehen, so ist doch oben keine Öffnung vorhanden, dass der Klang der Glocken richtig gehört werden könnte. Minarette könnten sie gewiss gewesen sein, wenn wir berechtigt wären anzunehmen, dass die alten Christen wie die Mohammedaner durch die Stimme von Rufern zum Gebet ermahnt worden wären. Wie dem auch sei, es ist kein Zweifel möglich, dass es kirchliche Gebäude gewesen sind. Die Türme mögen vielleicht dazu gedient haben, dass sich die Priester eine Zeit lang dorthin zurückziehen konnten, und dazu bestimmt, die heiligen Geräte bei einem Überfalle vor Entweihung zu schützen. Solche Überfälle“, so durfte er damals hinzu fügen, „konnten in den damaligen, unsicheren Zeiten plötzlich vorkommen und ebenso schnell wieder vorüber gehen“<sup>1)</sup>.

Der Gedanke, der sich auch beim Betrachten der Türme auf dem St. Galler Plan unmittelbar einstellt, das ist der Vergleich mit den runden Minaretten türkischer, aber auch schon älterer kleinasiatischer Moscheen<sup>2)</sup>. Auch dort finden

---

<sup>1)</sup> „They could not have been beacons, for they are often placed in low and obscure situations, for they are often placed in low and obscure situations, though there are sites adjacent well calculated for watch-towers. They could not be hermitages, unless we suppose that some caste of anachorites had improved on the idea of Simon Stylites, and taken up their abode in the hollow of such a pillar a that of which the Syrian holy man was contented to occupy the top. They could hardly be belfries, for though always placed close or near to a church, there is no aperture at the top for suffering the sound of the bells to be heard. Minarets they might have been accounted if we had authority for believing that the ancient Christians were summoned to prayers like the Mahometans by the voice of criers. It is, however, all but impossible to doubt that they were ecclesiastical buildings.... These towers might, possibly, have been contrived for the temporary retreat of the priest, and the means of protecting the „holy things“ from desecration on the occasion of alarm, which in those uncertain times suddenly happened, and as suddenly passed away“. Review of Ritson's Annals of the Caledonian, Picts and Scots, Quarterly Review 1829, XLI. — <sup>2)</sup> Auch Georg Dehio dachte in seiner Kirchlichen Baukunst des Abendlandes an einen Zusammenhang zwischen den Kirchtürmen, zumal der Campanilen und den Minaretten: Bd. I, S. 563—567. Er hat sich aber um eine scharfe Definition nicht bemüht.

wir die Schnekkentreppen im Innern, den Aufstieg zu einer Plattform, auf der ein Gehäuse steht. Es ist aber kaum glaubhaft, dass man in einem christlichen Kloster wie St. Gallen Bauwerke des Islam habe nachahmen wollen. Wenn man schon Türme bauen wollte, so hätten es in dieser Zeit eigentlich Glockentürme sein müssen. Dem gegenüber weisen die Rundbauten des Planes offenbar auf einen älteren und andersartigen Brauch, als es die Glockentürme gewesen sind. Da die ältesten Minarette ungefähr aus derselben Zeit stammen wie die Türme von St. Gallen, so darf man in der Tat vermuten, wie es auch schon Scott getan hatte, dass sie wie jene auf ein ähnliches Urbild zurück gehen.

Woher stammt aber die Form des Minarets? Die Erklärung, die bisher am meisten Anklang gefunden hat, ist diejenige des Architekten Hermann Thiersch. In seinem grossen Buche über den Pharos von Alexandrien spricht er die Anschauung aus, die ältesten Minarette seien nichts anderes gewesen, als eine Nachbildung dieses antiken Leuchtturms<sup>1)</sup>. Von ihm hätten die Araber auch die Bezeichnung dieser Bauten übernommen: „manara“ heisst auf arabisch tatsächlich Leuchtturm. Der Pharos von Alexandrien war aber kein runder Bau, sondern bestand aus einem hohen, viereckigen Turme, auf dem ein runder, tempelartiger Aufsatz ruhte. Er konnte also nur den viereckigen Minaretten zum Vorbild gedient haben, wie wir sie zum Teil in Syrien und Aegypten, fast ausschliesslich in Nordafrika und Spanien finden, nicht aber für die runden in der eigentlichen Levante, in Persien und im Iran. Thiersch sah sich daher selbst noch zu einer anderen Erklärung genötigt. Er kam auf den Gedanken, die Säulenheiligen Syriens, die von ihrem hohen Sitze herab predigten und das Gebet der unten versammelten Gemeinde leiteten, möchten die Anregung zu den Gebetsrufern, den Mueddins, gegeben haben.

Die Art der Frömmigkeit der Säulenheiligen, der seltsamen Männer, die trotz Hitze, Wind und Regen auf der schmalen Plattform ihres Pfeilers jahrelang aushielten, kommt uns Heutigen recht fremd und abstrus vor<sup>2)</sup>. Der eigent-

<sup>1)</sup> Hermann THIERSCH, Pharos, Antike, Islam und Occident. Leipzig 1909. Über die Minarette vgl. namentlich den vortrefflichen Abschnitt 2a des Artikels „Masjid“ von Joh. PEDERSEN (Kopenhagen) in der Encyclopaedie des Islam, Bd. III, S. 391—395, der noch ergiebiger ist, als der besondere Aufsatz über „Manara“, Ibid., S. 247—251. — <sup>2)</sup> Über die Säulenheiligen vgl. die ausgezeich-

liche Begründer dieses eigenartigen Wesens war der berühmte hl. Symeon, der auf einer Säule auf einem Berge im syrischen Hinterlande, zwischen Antiochia und Aleppo, wohnte. Trotz der Abgelegenheit des Ortes strömten viele Pilger dort hin. Nach dem Tode des Heiligen wurden vier Kirchenschiffe in Kreuzform um den Hof erbaut, in dessen Mitte die Säule stand. Ihr Sockel hat sich inmitten der Ruinen noch heute erhalten. Andere Säulenheilige strebten nicht nur in der Einsamkeit, sondern sogar in den Städten das Vorbild Symeons nachzuahmen. Einer von ihnen, der hl. Daniel in Konstantinopel, bewohnte nacheinander drei verschiedene Säulen, von denen die nächstfolgende jeweils wiederum höher war als die vorangegangene; er verschmähte es aber, beim Wechseln mit einer Leiter auf den Erdboden hernieder zu kommen, und liess sich deshalb einen schräg ansteigenden Steg von der einen zur andern anlegen: im Angesicht des Kaisers und einer applaudierenden Menge schritt er zu seinem neuen Aufenthalte hinüber. Ein Lombarde mit Namen Vulfolaicus versuchte sogar, wie uns Gregor von Tours erzählt, in unseren Breiten auf diese Weise zu leben. Er liess sich in den Ardennen, in der Nähe des heutigen Carignan, eine Säule neben einem heidnischen Götterbild der Diana aufrichten und erreichte es durch seine Predigt und sein Ausharren, dass das Bild neben ihm umgestürzt wurde. Allein, er hatte nicht mit der Härte unseres Winters gerechnet: der Frost verwandelte seinen Bart in einen Eiszapfen, die Finger- und Zehennägel begannen ihm abzufallen. Da redete ihm der Bischof zu, er möge nun, da er seinen Hauptzweck erreicht habe, herunterkommen und die Lebensweise der Brüder annehmen. Der Italiener wollte zuerst nicht nachgeben; da berief ihn der Bischof zu sich, und während er mit ihm sprach, liess er von seinen Dienstleuten die Säule umwerfen. Als Vulfolaicus an die Stätte zurückkam, um seine Säule wieder zu besteigen, aber sie nun zerstört antraf, weinte er zuerst heftig über ihren Verlust, liess sich aber dann dazu herbei, mit den Brüdern zusammen zu wohnen und er befand sich, wie er Gregor von Tours selber gestand, recht wohl dabei<sup>1)</sup>.

---

nête Arbeit von P. H. DELEHAYE, *Les Stylites*, im Compte rendu du 3<sup>e</sup> Congrès scientifique international des catholiques, tenu à Bruxelles 1894, erweitert in: *Les Saint Stylites*, Brüssel und Paris 1923. — <sup>1)</sup> Greg. Tur., Hist. Franc., VIII, 15.

Diese Säulenheiligen, die von oben herab riefen, hätten nach der Meinung Thierschs auf das sensible Gemüt der Orientalen einen unauslöschlichen Eindruck gemacht: ihre Säulen, wie auch die Hofanlage, die sogenannte Mandra, welche als Versammlungsraum den Platz um die Säule umgab, seien von ihnen als Moschee und Minarett übernommen worden.

Diese Erklärung Thierschs hat zur Voraussetzung, dass die Moslim die Vollsäule der syrischen Asketen durch eine innere Treppe erst wieder begehbar gemacht hätten. Es steht aber fest, dass die Araber eigentlich nichts erfunden, sondern für alle Bestandteile ihrer Kultbauten sich bereits bestehende Formen — und zwar in jedem Lande wieder verschiedene — angeeignet haben. Wie primitiv und rudimentär die Rukanzeln sind, welche die Moslim selbst geschaffen haben, zeigen die frühen Moscheen in Aegypten und Anatolien: eine gerade Treppe führt einfach auf das Dach hinauf<sup>1)</sup>. Es ist unter diesen Umständen recht unwahrscheinlich, dass sie den Gedanken entwickelt hätten, in die kompakte Säule der Styliten eine Wendeltreppe zu legen um sie dadurch zum Gebetsruf verwendbar zu machen, wenn nicht solche Säulen schon vorhanden gewesen wären. Solche Bauten haben existiert und sind tatsächlich auch von Einsiedlern benutzt worden. Der pikardische Ritter Robert de Clari und der Mönch Günther aus dem Vogesenklösterlein Pairis hinter Kaisersberg berichten einstimmig, als sie von den Wundern der Weltstadt Konstantinopel erzählten, in die sie durch den Kreuzzug von 1204 gekommen waren, es habe dort zwei Säulen gegeben, drei Armlängen dick und fünfzig Klafter hoch, und darauf hätten in kleinen Häuslein Eremiten gewohnt; dahin habe man mit inneren Wendeltreppen hinaufsteigen können. So hatten sich diese Männer, wie Günther hinzufügt, „mitten in der berühmten Stadt eine Einsiedelei geschaffen“<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Joseph SCHACHT, Ein archaischer Minarett-Typ in Aegypten und Anatolien. *Ars Islamica*, Michigan 1938. V, p. 52—54. Den Hinweis auf diesen Artikel verdanke ich Herrn Prof. Dr. Rud. Tschudi. — <sup>2)</sup> Robert de CLARI: „Il y avoit deux colonnes, si avoit bien chascune trois braciées à homme de grosseur, et si avoit bien chascune cinquante toises de haut; et sur chascune de ces colonnes manoit uns hermites lassus, en petits habitacles qui y estoient; et si y avoit huis par dedens les colonnes par où on y montoit“. — Guntherus PARISIENSIS: „De pyramide autem illa.... quam plerique columnam vocant, aliquid notabile dici potest: exstructa est itaque de maximis lapidibus, ferro quidem artissime consertis, incipiens ex magna spissitudine et paulatim se

Die beiden Säulen waren die alten Triumphalsäulen des Theodosius und des Arkadius, die Gegenstücke in der östlichen Hauptstadt zu den beiden Säulen von Rom, derjenigen des Trajan und des Marc Aurel. In Form und Gestalt entsprechen diese Säulen mit ihren inneren Wendeltreppen, sofern man natürlich von den aussen spiralförmig aufgewundenen Reliefbändern absieht, tatsächlich genau dem Typus der runden Minarette. Man wird uns freilich entgegenhalten, dass die beiden Beispiele des Benutzens von besteigbaren Säulen in Konstantinopel ja erst aus sehr später Zeit stammen und dieser Brauch in früheren Epochen nicht belegt sei. Demgegenüber ist zu sagen, dass die Zeit der Abfassung eines Berichtes nichts beweist für das wirkliche Alter eines Brauchs. Der kann in diesem Moment schon viele Jahrzehnte und selbst Jahrhunderte älter sein. Und so glauben wir, dass schon damals, als es mit der antiken Kultur zu Ende ging, auch in andern Städten des Ostens solche Säulen von weltflüchtigen Asketen bezogen wurden. Der hl. Willibald von Eichstätt sah im Jahre 723 zwei Säulenheilige in Milet, die vielleicht auf solchen Monumenten wohnten<sup>1)</sup>). Die Neuerung des hl. Symeon hatte vermutlich nur darin bestanden, dass er die Treppe, die ihn noch mit der Erde verband, wegliess und damit die Askese verschärfe. Interessant ist jedenfalls, dass auch im Islam auf den Minaretten besonders heilige Moslim als Einsiedler gehaust haben<sup>2)</sup>.

Es steht ausser Zweifel, dass der Islam nicht nur die Bauformen, sondern auch fast alle religiösen Bräuche nicht selber erfunden, sondern von den Christen übernommen hat<sup>3)</sup>.

---

arcuens in immensam celsitudinis quantitatem; in cuius tamen summitate solitarium quoddam latibulum habuisse commendant, qui terrenam sibi habitacionem negans, nedum celestem attingens, quasi inter utrumque medius heremum sibi fecerat in medio celeberrime civitatis". — <sup>1)</sup> „Ibi sedebant duo solitarii in stulice, id est, fabricata atque firmata cum muro magno de lapidibus, valde summa“. Vita seu potius hodoeporicon sancti Willibaldi, in: Descriptiones Terrae Sanctae, herausgegeben von Titus Tobler, Leipzig 1874, S. 20. — <sup>2)</sup> Encycl. des Islam, III, S. 393 und 395. Als am Anfang des 8. Jahrhunderts al Walid die Johanneskirche von Damaskus zur Moschee umbaute, fand er auf dem polygonalen Turme einen christlichen Asketen. H. SAUVAIRE, Description de Damas, im Journal Asiatique 1896, S. 189. — <sup>3)</sup> Joh. PEDERSEN im Artikel Masjid der Encycl. des Islam betont mehrfach diese Tatsache. Herr Prof. Rud. Tschudi, der mich auf jenen Artikel verwies, bestätigte mir, dass Rückschlüsse aus diesen Gegebenheiten durchaus zulässig seien. Für manche wichtige Auskunft und für das Interesse, das er meiner Untersuchung entgegenbrachte, sei ihm hier herzlich Dank gesagt.

Und so ist auch Sir Walter Scott gewiss auf dem richtigen Wege gewesen, wenn er die Ahnung aussprach, schon die alten Christen wären wie die Mohammedaner durch die Stimme von Rufern zum Gebet gemahnt worden. In der Ostkirche ist das umso wahrscheinlicher, als sie ja bis heute, im Gegensatz zum Westen, den Gebrauch der Glocken nicht kennt. Die griechische Kirche bedient sich als Zeichen hölzerner Stäbe, der sogenannten Semanterien oder Simandren, die durch das Anschlagen mit Hämtern zum Vibrieren und Tönen gebracht werden<sup>1)</sup>. Berichte, die uns die Sitte des Gebetsrufers bei den Christen bezeugen, sind allerdings ausserordentlich rar, es ist aber zu hoffen, dass man nun, da man darauf aufmerksam geworden, weitere Aussagen finden könnte. Jedenfalls erzählt der Biograph Konstantins des Grossen, Euseb, dass im vierten Jahrhundert durch einen besonderen Herold zur Kirche gerufen worden sei<sup>2)</sup>). Man hat diese Aussage zumeist so verstanden, das, was Euseb berichte, beziehe sich noch auf die Zeit der Verfolgungen vor dem Toleranzedikt, das Konstantin 313 in Mailand erliess. Damals sei es natürlich nötig gewesen, einen Boten heimlich von Haus zu Haus zu schicken, um die Christen einzeln zum Gottesdienst zu laden. Aber in seiner Predigt über den Sonntag, in der er diesen Rufer erwähnt, ist nicht mehr von Vorsichtsmassnahmen die Rede, sondern er spricht von einem friedlichen, ungestörten Brauch; auch ladet der Herold ja nicht persönlich ein, sondern Euseb sagt, er rufe. Also geschah das öffentlich. Der hl. Pachomius, der um die gleiche Zeit dem Mönchstum in der ägyptischen Wüste eine neue Regel gab, schrieb vor, die Zeiten zur Meditation sollten mit einer Tuba gegeben werden<sup>3)</sup>). Auch der Begründer des Mönchstums im Westen, der hl. Benedikt, macht in seiner Regel keinerlei Anspielung, dass Glocken geläutet werden sollten, sondern er verlangt, die Stunden sollten „angekündigt“ werden: also scheint es sich auch da am ehesten um ein Ruf zu handeln<sup>4)</sup>). Interessant ist, dass

<sup>1)</sup> Über das *σημαντήριον* vgl. CABROL-LECLERCQ III / 2, col. 1970—1976.

— <sup>2)</sup> „Καλεῖ εἰς τὴν ἐκκλησίαν ὁ κῆρυξ“. Oratio de domenico die; MIGNE, Patr. græca, LXXXVI, col. 417. — <sup>3)</sup> „Cumque audierit vocem tubae ad collectam vocantis, statim egrediatur cellulam suam, de scripturis aliquid meditans usque ad ostium conventiculi“. MIGNE, Patr. latina, XXIII, col. 65. — <sup>4)</sup> „Nuntianda hora operis Dei dies noctisque sit cura abbatis aut ipse nuntiare aut tali sollicito fratri iniungat hanc curam, ut omnia horis competentibus compleantur“. Regula s. Benedicti, cap. 47.

ganz am Anfange des Islam, als Mohammed mit seinen Genossen, Abu Bakr und Omar, beriet, was als Zeichen zum Gebet das geeignetste sei, genau dieselben Arten vorgeschlagen wurden. Man entschied sich für den Rufer, aber zugleich waren auch die anderen Möglichkeiten besprochen worden: Klopfhörner oder Trompeten zu benutzen, eine Fahne aufzustecken und in der Nacht eine Lampe anzuzünden<sup>1)</sup>. Dies alles ist also offenbar christlicher Brauch gewesen. In Tunis wurden sogar wie in den Kirchen des Westens Glocken geläutet<sup>2)</sup>. Ja, es wurden von den Minaretten Vigilien gesungen, und der melodische Vortrag wurde von andern Türmen aufgenommen

und wiederholt, sodass eine Art Wechselgesang entstand, wie er im christlichen Kultus Sitte war<sup>3)</sup>.

Auf einer wahrscheinlich kleinasiatischen Elfenbeinbüchse aus Werden, die im Victoria und Albert-Museum zu London aufbewahrt wird, ist eine Kirche zu sehen, die an den Flanken von zwei schlanken Rundtürmen eingefasst wird,



Kirche mit zwei runden Minaretten. Auf einer spätantiken Elfenbeinpyxis. London, Victoria and Albert-Museum. Nach Cabrol-Leclercq.

zweifellos sind es keine Glockenträger, und auch Cabrol und Leclercq zaudern nicht, in ihnen eine Art von Minaretten zu erblicken<sup>4)</sup>. Da die meisten Arten des Zeichens zum Gebet, die Mohammed und seine Genossen erwogen, auf christlichen Ursprung zurückgeführt werden können, so scheint uns der Schluss wohl erlaubt, dass auch die Minarett in der glockenlosen östlichen Kirche vorhanden gewesen sein müssen. Ihre Zweizahl auf der Büchse aus Werden deutet darauf, dass auch in der christlichen Kirche Wechselgesänge nicht nur im Innern des Gotteshauses, sondern auch von Turm zu Turm abgehalten worden sind. Die Zweizahl der Türme von St. Gallen erklärt sich offenbar aus diesem gleichen Bedürfnis.

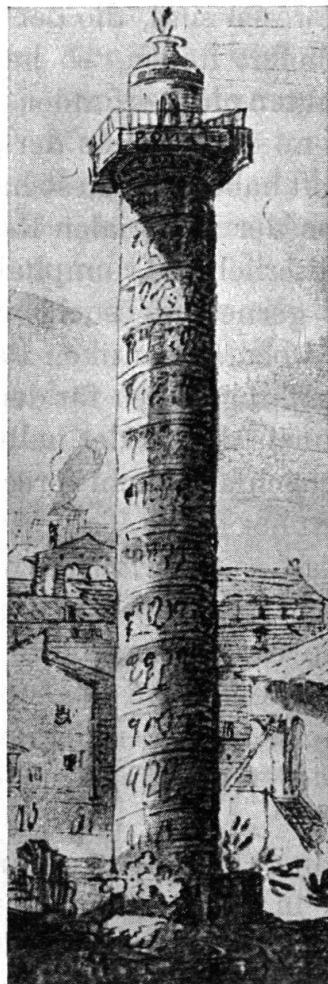
<sup>1)</sup> Encycl. des Islam III, S. 432. — <sup>2)</sup> Ibid., S. 434. — <sup>3)</sup> Ibid., S. 395 und S. 434. — <sup>4)</sup> CABROL-LECLERCQ, II/1, col. 576 und 577.

Wenn es auch die Christen gewesen sind, die den Moslim das Vorbild für die Minarette geliefert haben, so haben sie doch auch ihrerseits diese Art von Bauten nicht erfunden. Genau so, wie sie für die Kirchengebäude an die Anlagen der grossen römischen Marktbasiliken angeknüpft haben, genau so haben sie die Ruftürme einer anderen Gruppe der imperialen Repräsentationskunst entlehnt, eben den kaiserlichen Triumphalsäulen, die ja auch von den Einsiedlern gerne aufgesucht wurden.

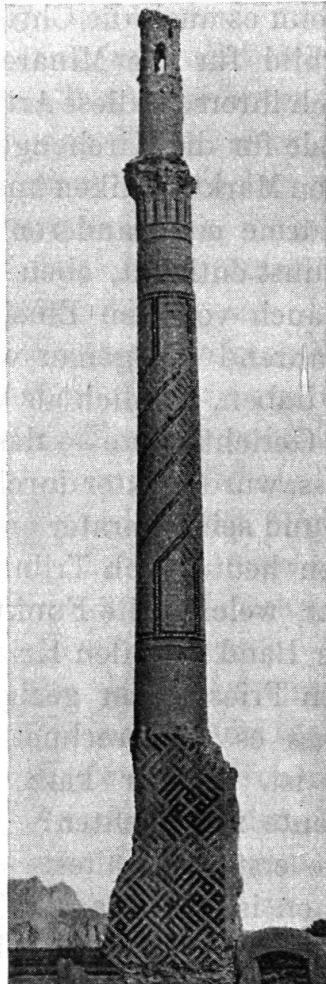
Während wir genau wissen, wozu die antiken Basiliken gedient haben, nämlich als Versammlungshallen für den Markt und als Gerichtsstätte — das Tribunal, das in der halbrunden Apsis sass, wurde später durch den gleichfalls Recht sprechenden Bischof und seine Berater ersetzt, woher dieser Teil der Kirche in Italien heute noch Tribuna heisst — so erfahren wir doch gar nicht, welches die Funktion der Triumphalsäulen gewesen ist. Das Band mit den Kriegstaten des Kaisers hätte sich ja für einen Fries besser geeignet, und es ist im Gegenteil seltsam, dass es ausgerechnet an einer Säule emporgewunden worden ist. Woher kam aber der Gedanke, solche hohe Monamente zu errichten?

Die erste und älteste der Triumphalsäulen, die auf uns gekommen ist, ist die des Trajan in Rom. Gewiss ist auch sie nicht eine Erfindung ohne Vorstufe gewesen. Aber die Archäologen, die sich mit ihr beschäftigt haben, pflegten sich fast ausschliesslich nur für den Bildstreifen und seine Bedeutung als historisches und künstlerisches Dokument zu interessieren; für das, worauf es uns ankommt, lassen sie uns im Stich. Einzig Wilhelm Froehner hat sich in seiner jetzt veralteten Publikation der Trajanssäule, die er 1865 im Paris Napoleons III. herausgab, auch diese Frage gestellt<sup>1)</sup>). Er glaubte den Typus des besteigbaren Monumentes vom Paneion in Alexandrien herleiten zu können. Nach der Beschreibung des Strabo war dieses: „eine künstliche Anhöhe von Kegelgestalt, eine Art steinerner Hügel, ersteigbar durch einen Schneckenaufgang. Von der Spitze aus kann man die ganze Stadt, die ihr zu Füssen liegt, völlig überblicken“<sup>2)</sup>). Es handelte sich also keineswegs um eine Säule, sondern um ein kegelförmiges

<sup>1)</sup> W. FROEHNER, La Colonne trajane, Paris 1865. — <sup>2)</sup> «Ἐστι δὲ καὶ Πάνειον ὄφος τι χειροποίητον, στροβιλοειδὲς, ἐμφερὲς ὅχθῳ πετρώδει, διὰ ποχλίου τὴν ἀνάβασιν ἔχον. ἀπὸ δὲ τῆς κορυφῆς ἐστιν ἀπιδεῖν δλην τὴν πόλιν ὑποκειμένην αὐτῷ πανταχόθεν». Strabon, bei Froehner, S. 50.

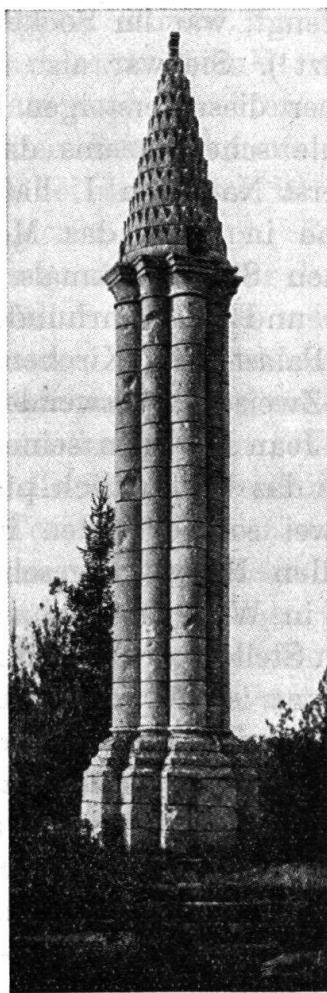
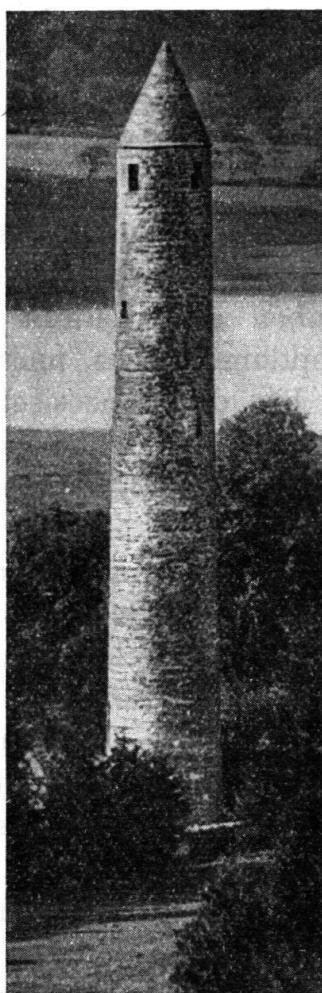


Die Trajanssäule in Rom.  
Nach einer Zeichnung des  
Gillis van Valkenborch aus  
dem Jahre 1590. Aus Egger,  
Römische Veduten.



Säulenminaret in Isfahan  
(Persien), mit einer Leuchte  
über der heute fehlenden  
Ausrufplaube. Aus A. U.  
Pope, A Survey of Persian  
Art. Oxford Univ. Press 1938.

Gebilde, an dem aussen in Spiralen ein Weg zum Gipfel emporführte, also um ein Bauwerk, das unmittelbar an den berühmten Minaret von Samarra mit seinem äusseren, spiralförmigen Aufgang gemahnt. In Kairo selbst, der Nachfolgerin Alexandriens als Hauptstadt von Aegypten, besteht ebenfalls ein Minaret, das mit einer Schnecke endigt: dasjenige der Moschee Ibn Tulun. Es scheint also, dass gleich wie der Pharos, die Säulen und die Rundtürme der Christen auch das Paneion von Alexandrien als Vorbild für die Ausgestaltung der Minarette benutzt worden ist. Ihre Herkunft ist ja überhaupt mannigfach: man nahm alles zur Vorlage, was sich als geeignet zeigte. Die Vorstufe für die Trajanssäule ist aber das Paneion von Alexandrien gewiss nicht.



Rundturm im Klosterbezirk von Glendalough (Irland), vermutlich aus dem 8. Jahrhundert. Nach einer Postkarte.

Totenleuchte in Cellefrouin bei Angoulême (Département de la Charente, Westfrankreich), aus dem 12. Jahrhundert. Photographie des Monuments historiques.

Ehe man nach den Ursprüngen der Trajanssäule sucht, scheint es uns fruchtbarer zu sein, erst einmal nach der eigentlichen Zweckbestimmung dieses kaiserlichen Denkmals zu fragen. Wie die Inschrift am Sockel selbst angibt, zeigt der 40 Meter hohe Schaft die Höhe des Erdreichs an, das für die Anlage des Trajansforums weggeschafft werden musste. Dafür und als Träger der Statue des Imperators hätte zwar auch eine gewöhnliche Säule genügt und einer inneren Treppeneinrichtung hätte es nicht bedurft. Andererseits hatte das Monument gewiss auch nicht bloss der Lustbarkeit einer weiten Rundsicht zu dienen: dazu lag es, zum Unterschied der späteren Marc Aurel-Säule, zu eng eingeschlossen zwischen den Hügeln des Capitol, des Viminal und des Quirinal. Wie uns Cassius

Dio bezeugt, war im Sockel der Säule die Asche des Kaisers beigesetzt<sup>1)</sup>). Sie war also ein Grabdenkmal. Weshalb sollte man aber dieses ersteigen können? Spätere Nachbildungen der Säule scheinen uns darüber noch Aufschluss zu geben. Nicht erst Napoleon I. hat mit seiner Säule auf der Place Vendôme in Paris das Motiv des mit Reliefbändern umwundenen Siegesdenkmals erneuert, schon die Architekten des 17. und 18. Jahrhunderts haben es bei ihren grossen Stadt-, Palast- und Kirchen-Konzeptionen gerne, meist sogar in der Zweizahl, verwendet. So hat der französische Baumeister Jean Marot in seinem unausgeführt gebliebenen Projekt für das kurfürstlich-pfälzische Palais in Mannheim von 1670 zwei solche Säulen in den Brennpunkten des weiten, querovalen Hofes vorgesehen<sup>2)</sup>). Vor der Karl Borromäus-Kirche in Wien hat Johann Bernhard Fischer von Erlach 1717 an Stelle von Türmen zwei Triumphalsäulen angebracht. Interessant ist der obere Abschluss dieser Denkmäler. Der zylinderförmige Aufsatz, der sich über der Deckplatte des Kapitells erhebt, ist nicht kompakt wie im heutigen Zustande der Trajanssäule und auch an der Colonne Vendôme, sondern mit Öffnungen durchbrochen: er bildet eine Laterne. Diese Architekten haben noch einen älteren Zustand der Trajanssäule gekannt und noch gewusst, dass auch dort das zapfenartige Gebilde, das einst die Statue des Kaisers trug und heute als Sockel für die eines der Apostelfürsten dient, ursprünglich eine Laterne war. Auf alten Zeichnungen aus dem 16. und dem Anfang des 17. Jahrhunderts erkennt man deutlich die Öffnungen in dem zylinderförmigen Aufsatz über dem Kapitell<sup>3)</sup>). Die Trajanssäule war also nichts anderes als eine gewaltige, monumentale Totenleuchte<sup>4)</sup>).

<sup>1)</sup> DIO CASSIUS, LXVIII, 16. — KARL LEHMANN-HARTLEBEN, Die Trajanssäule, Berlin und Leipzig 1926, S. 4, glaubt, die Säule sei erst naehträglich zum Grabmal bestimmt worden. Seine Argumente — ursprünglich sei auf der Spitze ein Adler und nicht die Figur des Kaisers vorgesehen gewesen — scheinen mir nicht genügend Gewicht zu besitzen und sogar eher das Gegenteil zu beweisen. Der Adler als Seelenvogel des Kaisers spricht sogar noch deutlicher für die Konzeption als Grabdenkmal als die Statue des Prinzens. — <sup>2)</sup> Stich von Jean Marot in seiner „Architecture françoise“, dem sog. „Grand Marot“. — <sup>3)</sup> H. EGGER, Römische Veduten, Bd. II, Wien 1931, Taf. 45 und 46. — <sup>4)</sup> Die mittelalterliche Kopie der Trajanssäule, die wesentlich verkleinerte Bernwardsäule im Dom zu Hildesheim ist doch jedenfalls auch ein Lichterträger gewesen. Sie trug die Osterkerze, die das Wiedererscheinen des Lichtes ankündigte. Das schliesst nicht aus, dass an den übrigen Tagen des Jahres darauf ein Kreuz stand, wie das neuerdings wahrscheinlich gemacht worden ist.

Durch die gewundenen Treppen musste man emporsteigen können zum Warten des Lichtes, und die Verwendung als Pharus schliesst nicht aus, dass auch Wächter von dort oben aus das Gebiet der Foren überschauen konnten.

Das Aufstecken von Lichtern bei den Toten ist bei den verschiedensten Völkern und Religionen bekannt. Es wurde bei den Juden geübt<sup>1)</sup> und ist uns namentlich aus der katholischen Kirche vertraut: im Mittelalter vor allem spielte das „Bezünden“ nicht nur bei der Totenfeier selbst, sondern auch bei den Anniversarien des Todestages und den gemeinsamen Gedenkgottesdiensten eine uns heute kaum mehr vorstellbare Rolle: die Bruderschaften, dann die Zünfte, verdankten zu einem wesentlichen Teile diesem Totenkulte ihre Entstehung. In den Türben, den Grabmoscheen der türkischen Sultane, stehen dicke Kerzen neben den Särgen der Herrscher. Seltener als dieses Lichterbrennen an bestimmten Tagen ist der Brauch, auf dem Grabe selbst ständig eine Flamme zu unterhalten. Wir kennen bei uns nur das Bezünden des Friedhofs durch eine gemeinsame Totenleuchte: wir kommen später noch auf diese zurück. Das Beleuchten eines einzelnen Grabes ist jedenfalls auch im Orient bekannt gewesen. Als der grosse Saladin starb, so weiss die Chronik von Reims zu erzählen, da wurde er auf dem Friedhofe in Akkon neben seiner Mutter bestattet, die dort auf das reichste begraben lag: über ihnen erhob sich ein Türmchen, schön und gross: dort brannte Tag und Nacht eine Lampe mit Olivenöl<sup>2)</sup>. Solche Monument scheinen aber auch schon in der römischen Kaiserzeit vorgekommen zu sein: Petronius, der unter Kaiser Nero lebte, schildert uns in einer seiner Satiren eine Witwe aus Ephesus, die sich von ihrem verstorbenen Gatten nicht trennen wollte, und deshalb in seinem Grabmal Wohnung bezog. Bei der trauernden Witwe im Grabdenkmal sass auch die treue Magd und fachte das Licht, das im Monument brannte, jeweils, wenn es zu verlöschen drohte, wieder an<sup>3)</sup>. Was weiter dort geschah, gehört

<sup>1)</sup> Vgl. J. A. WENSINCK, Verhandlungen der Koninklyke Akademie van Wetenschappen te Amsterdam, Afdeeling Letterkunde, Nieuwe Reeks 18, Nr. 1, 1917, S. 37 ff. Freundliche Mitteilung von Prof. Dr. Karl Meuli. — <sup>2)</sup> „Adont moru Sahaladin ..... et fut enfouis en la cimetière Saint-Nicholai-d'Acre de joute sa mère qui moult ricement y fut ensevelie; et a sur eux une tournière bièle et grand, où est nuit et jour une lampe pleine d'huile d'olive“. Chronique de Rains. — <sup>3)</sup> „Assidebat aegrae (matronæ in hypogaeum) fidissima ancilla ... et quotienscumque defecerat positum in monumento lumen, renovabat“. Petronius, Sat., ed. Bücheler-Heraeus 1922, III, 4. Auch diesen Hinweis verdanke ich Herrn Prof. Dr. Karl Meuli.

nicht hierher. Interessant ist für uns, dass der Gebrauch der Totenleuchte im römischen Reiche schon vor Trajan bezeugt ist. Das Besondere an seinem Monument ist, dass es ungewöhnlich monumentale Dimensionen angenommen hat.

Für die Wahl einer Säule als Feuerträger dürften vielleicht gewisse Heiligtümer des Ostens massgeblich gewesen sein<sup>1)</sup>). Eine Säule wie diejenige des Sonnentempels von Palmyra wird wohl nicht nur mit einem leuchtenden, vergoldeten Kapitell gekrönt gewesen sein<sup>2)</sup>), sondern vielleicht nachts ein Feuer getragen haben. Mit dem Sonnenkulte des Baal ist offenbar auch die Verehrung des Feuers verbunden gewesen. Recht bedeutsam ist in diesem Zusammenhang das seltsame turmartige Gehäuse, das von unserem Genfer Landsmann Paul Collart im Vorhofe des Tempels von Baalbek entdeckt und rekonstruiert worden ist<sup>3)</sup>). Ein ganzes System von Treppen, die den ungehinderten Durchzug grosser Pilgerprozessionen erlaubten, führte auf die Höhe einer Plattform, auf der zweifellos ein Feuer unterhalten wurde.

Wenn also die Minarette als Leuchttürme bezeichnet werden, so kommt es gewiss nicht daher, weil sie der äusseren Gestalt nach den Pharos von Alexandrien nachahmten, sondern weil diese Türme ursprünglich wirklich selber Leuchten gewesen sind. Sowohl aus Damaskus wie auch aus Fez in Algerien ist es ja bezeugt, dass auf den Minaretten während der Nacht die Gebetszeiten mit Lampen angezeigt wurden<sup>4)</sup>).

Kehren wir mit den an den Minaretten gewonnenen Erkenntnissen zu den Rundtürmen Irlands zurück, so scheint sich uns keine Schwierigkeit zu bieten, in ihnen eine ganz ähnliche Zweckbestimmung zu erkennen. Die Vermutungen, die einst von Walter Scott geäussert worden sind, stellen sich offensichtlich als zutreffend heraus. Wenn er freilich der Ansicht war, als Leuchttürme wären sie nicht in Betracht gekommen, da sie an unbrauchbaren Stellen lägen, so erweist er sich darin als der Vertreter eines rationalistischen Zeitalters. Die Lage der Türme musste ja gar keinem praktischen Zwecke

---

<sup>1)</sup> In gewissen Heiligtümern standen auch zwei Säulen im Vorhofe, so im Tempel von Jerusalem (1. Kön. 7, 13—22); es heisst aber nicht, dass sie Feuerträger waren. — <sup>2)</sup> Vgl. die schöne Schilderung Palmyras im hinterlassenen Schriftchen von Ernst PFUHL, Ostgriechische Reisen, Basel 1940, S. 79. — <sup>3)</sup> Vortrag in der Historisch-antiquarischen Gesellschaft zu Basel im Winter 1940/41. — <sup>4)</sup> Encycl. des Islam, III, S. 392, 393 und 432.

entsprechen, die Leuchte war rein symbolisch. Sie bedeutete den Sieg des Lichtes über die Finsternis und breitete auch in der Nacht einen zwar matten Schein über die heilige Stätte aus. Auch der Grund, dass für einen Leuchtturm die Schlitze oben am Turme zu klein und zu spärlich seien, gilt beim sinnbildlichen Charakter des Lichtes nicht. Interessant ist, dass die Öffnungen in mehreren Fällen genau den vier Himmelsrichtungen entsprechen.

Dass die Türme der irischen Klöster wirklich Leuchten waren, wird durch eine ihrer wichtigsten Niederlassungen auf dem Festlande bestätigt, durch das Kloster Luxeuil. Wiederum ist es der grosse Mabillon, der als hervorragender Beobachter die Existenz eines solchen Turmes beim Eingang der dortigen Kirche festgehalten hat. Auf der Rückkehr von seiner Reise in die Schweiz und nach Süddeutschland fuhr er über das Elsass und die Burgunderforte nach Frankreich zurück und berührte dabei die berühmte Gründung des hl. Columban. „Bei der Haupttür der Kirche“, so berichtet er da, „erblickt man einen Leuchtturm, der dort Laterne genannt wird. Ich habe einst einen ganz ähnlichen im Kloster Bonneval bei Chartres gesehen. Er scheint den Zweck gehabt zu haben, denen den Weg zu zeigen, die nachts zur Kirche zu kommen pflegten<sup>1)</sup>“. In seiner Deutung der Leuchte macht sich freilich gewiss auch schon ein Beigeschmäcklein des kommenden rationalistischen Zeitalters bemerkbar.

Wir erinnern uns daran, dass ja auch das Kloster St. Gallen eine irische Gründung ist und zwar eigentlich eine Tochter von Luxeuil. Von dort war der hl. Gallus als Begleiter des hl. Columban ausgezogen, und als ihn sein Meister krank am Bodensee zurücklassen musste, siedelte er sich im Tale der Steinach an, wo später das Kloster entstand. Auch in den folgenden Jahrhunderten brach der Zusammenhang St. Gallens mit der grünen Insel, auf die sich durch seltsame Umstände die klassische Bildung über die Zeit der Barbarei gerettet hatte, obschon sie nie zum römischen Gebiet gehört hatte, nicht ab. Mönche kamen von dort und brachten die bekannten irischen Handschriften mit, die noch heute den besonderen Ruhm der Stiftsbibliothek ausmachen.

<sup>1)</sup> „Luxovium. Cernitur prope majorem ecclesiae portam pharus, quam laternam vocant, cuius omnino consimilem vidi aliquando in Bonaevallensi monasterio apud Carnotas. Ei usui fuisse videtur, in gratiam eorum, qui noctu ecclesiam frequentabant“. MABILLON, Iter germanicum.

Sollte auch der karolingische Klosterplan aus dem irischen Kreise stammen? Über seine Herkunft sind schon die verschiedenartigsten Hypothesen in Umlauf gesetzt worden. Diejenige, die in neuerer Zeit fast allgemein Anklang gefunden hat, sieht im St. Galler Pergamentplan das Muster einer Anlage, wie sie für die Klosterreform unter Kaiser Ludwig dem Frommen durch den hl. Benedikt von Aniane festgelegt worden sei. Vom Konzil zu Inden bei Aachen im Jahre 816 sei die Zeichnung über das Kloster Reichenau, das selbst damals eine neue Kirche erhielt, nach St. Gallen gelangt. Aber bei dieser Erklärung, die namentlich vom Wiener Volkswirtschaftler A. Dopsch und neuerdings von Josef Hecht in seinem Buche über die Kirchen im Gebiete des Bodensees besonders eingehend begründet wurde, ist gewiss gegenüber den Tatsachen die Phantasie etwas allzu reichlich beteiligt gewesen<sup>1)</sup>. Als die neuesten Ausgrabungen auf der Reichenau das Ergebnis erbrachten, dass die dortige Kirche, die übrigens im Jahre des Konzils von Inden schon fertig gestellt war, eine ganz andere Gestalt besass, als diejenige des Klosterplans, so war natürlich diese Hypothese bereits schwer erschüttert<sup>2)</sup>. Gänzlich zu Fall bringt sie die Prüfung der Schrift. Es ist eigentlich unbegreiflich, dass die Hilfe der Paläographie bisher noch von keinem Deuter des Klosterplans beigezogen worden ist. Nach dem Urteil des besten Kenners unserer karolingischen Klosterschreibstuben, Dr. Albert Bruckner, des Herausgebers der „Scriptoria Helvetica medii aevi“, ist die Form der Schrift weder die des Klosters St. Gallen noch die des Klosters Reichenau; sie ist fortgeschritten als das bei beiden der Fall ist und scheint in ihrem eleganten und flüssigen Duktus nach dem Westen zu weisen. Sollte sie in Nordfrankreich oder gar auf den britischen Inseln zu Hause sein? Von der Nachforschung, wo im speziellen diese Schreibart zu lokalisieren sei, erwarten wir die interessantesten Aufschlüsse<sup>3)</sup>.

Solche Leuchttürme werden zwar nicht nur eine Sonder-

<sup>1)</sup> A. DOPSCH, Das Capitulare de Villis, die Brevium Exempla und der Bauplan von St. Gallen. Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte XIII, 1916, S. 44—70. — JOSEF HECHT, Die romanischen Kirchen des Bodenseegebietes, Basel 1928, S. 27 und 89. — <sup>2)</sup> Vgl. unsern Aufsatz über den St. Galler Klosterplan im Bulletin Monumental 1937, S. 2, Anm. 2. — <sup>3)</sup> Herr Dr. A. Bruckner hat sich freundlich bereit erklärt, für die von mir geplante Neuausgabe des Planes von St. Gallen die genaue paläographische Untersuchung zu übernehmen.

erscheinung in den Klöstern der irischen Mönche gewesen sein, sondern wir haben Grund anzunehmen, dass sie auch sonst zu den frühen Mönchsiedlungen gehört haben. Einen besonders interessanten Bericht überliefert uns Gregor von Tours aus der Stadt Poitiers. Als der erst neuerdings und zwar katholisch getaufte Chlodwig gegen den arianischen Westgotenkönig Alarich II. zog, da kam er auch vor Poitiers. Er schlug vor den Mauern sein Lager auf, und als er nachts vor sein Zelt trat, da leuchtete ihm der brennende Pharos, der im Hilariuskloster emporragte, entgegen. Das erschien ihm wie ein Zeichen des hl. Hilarius, der einst die Arianer so eifrig bekämpft hatte, dass er ihm auch jetzt mit seinem Lichte im Kampfe gegen das Heer der Ketzer helfen wolle<sup>1)</sup>. Der hl. Hilarius, der um 300 in Poitiers geboren wurde und dort 367 oder 368 als Bischof starb, hatte die engsten Beziehungen mit dem Orient besessen. Nicht nur stand er in persönlichem Verkehr mit den Vertretern der Orthodoxie in der Ostkirche, sondern weilte sogar selbst im Jahre 356 einige Zeit in Phrygien im Exil, als Kaiser Constantius die Orthodoxen verbannte und den Arianern Recht gab. Diese Verbindungen mit dem Osten mochten in seinem Kloster auch noch fernerhin andauern, da ja bis zum Einbruch des Islam der Zusammenhang mit dem Orient nie abgerissen war. Das Hin und Her zwischen Gallien und dem Osten war auch nach dem Untergang des weströmischen Reiches noch während 200 Jahren ausserordentlich lebhaft gewesen. Die syrischen Kaufleute bildeten in den grossen Städten, in Vienne, Lyon, Bordeaux und Orléans, ganze Kolonien, und in Paris war es den Syrern sogar gelungen, das Kapitel von Notre Dame zum Teil zu kaufen, zum Teil zu verdrängen und einen der Ihrigen, Euseb, zum Bischof zu machen<sup>2)</sup>. Andererseits vernahm der berühmte Säulenheilige Symeon in den Bergen hinter Antiochien durch die syrischen Händler, es lebe in Paris eine heilige Genovefa, und er liess sie durch die wiederum dorthin zurückfahrenden Leute grüssen<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> „Veniente autem regi (Chlodovecho) apud Pictavus, dum in tenturis commoraret, pharus ignea de basileca sancti Hilarii egressa, visa est ei tamquam super advenire, scilicet ut lumine beati confessoris adiutus Hilarii liberius hereticas acies, contra quae saepe isdem sacerdos pro fide confluxerat, debellaret“. Greg. Tur., Hist. Franc., II, 27. — <sup>2)</sup> Über die Kolonie von Orléans: Greg. Tur., Hist. Franc., VIII, 1. — Über die Umtriebe der Syrer und die Erhebung des Euseb zum Erzbischof in Paris: Ibid., X, 26. — <sup>3)</sup> „Fuit quidam sanctus in partibus Orientis

Es ist interessant, dass gerade in der Umgebung von Poitiers und weiterhin gegen Aquitanien die berühmten, hohen „Lanternes des Morts“ stehen, deren bedeutendste diejenigen von Fénoux und Cellefrouin sind<sup>1)</sup>. In ihnen scheint der Pharos von Saint-Hilaire in Poitiers weiter zu leben. Immerhin darf man nicht vergessen, dass schon zu heidnischer Zeit in Gallien seltsame Türme gestanden haben, die sogenannten „Piles romaines“ oder „Fana“, Heiligtümer, die wahrscheinlich auch Leuchten gewesen sind<sup>2)</sup>. Und dann kommen oder kamen ja auch in andern Gegenden Frankreichs auf den Friedhöfen Totenleuchten vor; aber im allgemeinen haben sie nicht mehr diese monumentalen Ausmasse besessen.

Höchst bedeutsam ist freilich die grosse Totenleuchte von Charlieu in Burgund, die uns vom Abte von Cluny, Petrus Venerabilis, beschrieben wird. „In Charlieu,“ so berichtet er, „steht in der Mitte des Friedhofs ein steinernes Bauwerk, auf dem sich zu oberst der Platz für eine Lampe befindet. Diese erleuchtet jeweilen die Nacht hindurch jenen geweihten Ort mit ihrem Scheine aus Ehrfurcht vor den Gläubigen, die dort ruhen. Es sind Stufen vorhanden, mittels derer man hinaufsteigen kann, und oben ist genügend Raum, dass zwei oder drei Leute dort stehen oder sitzen können“<sup>3)</sup>. Die Leuchte von Charlieu war also noch immer ein stattliches Monument mit einem Treppenaufgang wie die Trajanssäule und die Minarette der Moslim.

Sonst hat sich das Ausmass und die Bedeutung der Totenleuchten gegenüber den früheren Feuertürmen reduziert: sie erhellen nicht mehr einen ganzen heiligen Bezirk, die

---

valde contemptor seculi nomine Simeon in Siria Cilicie eminus ab Anthiocia constitutus in columna annis fere quadraginta. Quem aiunt sedole negotiatores eunes ac redeuntes de Genovefa interrogasse, quam etiam veneratione profusa salutasse et, ut eum in orationibus suis memorem haberet, proposuisse ferunt“. Vita Genevefae virg. Parisiensis, 27. Scriptores rerum Merovingicarum III, S. 226. — <sup>1)</sup> Über die Lanternes des Morts vgl. namentlich VIOLET-LE-DUC, Dict. rais. de l'architecture française Bd. 6, S. 154—161, und Robert de LASTEYRIE, L'Architecture religieuse en France à l'époque romane, 2. Aufl., Paris 1929, S. 720/723. — <sup>2)</sup> CABROL-LECLERCQ, XIV/1, col. 1057—1062. — <sup>3)</sup> „Apud Carum Locum... obtinet medium coemeterii locum structura quedam lapidea, habens in summitate sui quantitatem unius lampadis capacem, que ob reverentiam fidelium ibi quiescentium totis noctibus fulgore suo locum illum sacramatum illustrat. Sunt et gradus per quos illuc ascenditur, supraque spatium duobus vel tribus ad standum vel sedendum hominibus sufficiens...“. Petrus Venerabilis, De miraculis, II, 27. MIGNE, Patr. lat., CLXXXIX, col. 942—943.

Wohn- und Gebetsstätten der Lebenden, sondern nur noch den der Toten, die vorangegangen<sup>1)</sup>. Es sind mehr oder weniger geschmückte steinerne Gehäuse, die sich in der Mitte des Begräbnisplatzes erheben. Die Tatsache, dass sie stets aus Stein sind, zeugt noch davon, dass es einst grössere und bedeutendere Monuments gewesen sind.

In Basel zum Beispiel ist eine solche Leuchte im grossen Garten des Münsterkreuzganges gewesen. Die Lage eines Grabes wird im Gräberbuch und im Liber Vitae bestimmt als befindlich: „im Wasen by der Ampelen gegen den mitlen Crützgang“ oder „in cespite ambitus juxta et in pede luminis“<sup>2)</sup>. Ein recht ansehnliches Licht stand neben dem Chor der Kirche des Klingentalklosters im Kleinen Basel: sie ist auf dem berühmten Stadtplan des Matthäus Merian deutlich zu erkennen<sup>3)</sup>. In Deutschland waren die Totenleuchten kaum bekannt, dagegen waren sie im Noricum, in Oesterreich und Bayern, ganz geläufig<sup>4)</sup>. Einige recht interessante Beispiele besitzt auch noch die Schweiz. Zwei Lichterhäuslein im Beinhause von Stans und eines in demjenigen von Zug stehen zwar nicht mehr frei auf dem Gottesacker, sondern sind im Innern der Kapelle an die Mauer gelehnt<sup>5)</sup>. Nicht uninteressant ist ihr oberer Abschluss: die eigentliche Lampe zeigt die Gestalt eines gewöhnlichen Häusleins mit einem Satteldach, als würde es sich um eines der Hüttelein handeln, die wohl einst auf den kaiserlichen Triumphalsäulen für die Einsiedler aufgeschlagen waren. Auf dem heute nicht mehr benutzten Friedhofe neben der Kirche von Flums bei Wallenstadt endlich steht noch ein allerdings spätes Beispiel einer sehr schlichten

<sup>1)</sup> Dass eine Leuchte einen ganzen, besonders geweihten Sitz erhellt, lebt noch weiter in Saudi-Arabien: Wenn der Herrscher in seiner Residenz Riadh anwesend ist, so wird die Nacht über auf dem höchsten Punkte des Schlosses ein Feuer angezündet (Atlantis 1930, S. 524). Für den Orientalen ist der Königspalast seit uralter Zeit ein heiliger Bezirk. Auch in Byzanz hieß das ausgedehnte Schloss an der Spitze der Stadt das heilige Palais. — <sup>2)</sup> Baugeschichte des Basler Münsters von Karl Stehlin, Basel 1895, S. 287. — <sup>3)</sup> Vgl. auch Rudolf WACKERNAGEL, Geschichte der Stadt Basel, Bd. II/2, S. 769. — <sup>4)</sup> Vgl. Mitt. der k. k. Centralkommission, VI, S. 216 (Oedenburg), VII, S. 317 (Oesterreich), VIII, S. 82 (Voigtsberg in Steiermark). Freundliche Mitteilung von Herrn Dr. C. H. Baer. — <sup>5)</sup> R. DURRER, Kunstdenkmäler von Unterwalden. S. 820—821, Abb. 522 und 523. — Linus BIRCHLER, Kunstdenkmäler von Zug, II, S. 123, Abb. 66 und 69.

Leuchte von 1768; was ihr aber einen besonderen Reiz verleiht, das ist, dass sie noch immer frei inmitten der Gräber steht<sup>1)</sup>.

Mit der Reformation und mit dem Eindringen des Rationalismus auch in die katholische Kirche sind diese oft schlichten Denkmäler in Abgang geraten. Dank ihrer uralten Geschichte und ihrem schönen Sinne als Gedächtnis der Lebenden an die Toten würden sie aber wohl verdienen, gehütet und gepflegt zu werden.

Wir sind am Ende unserer weiten Wanderung angelangt und fassen zusammen:

1. Es ist höchst wahrscheinlich, dass die altchristliche Kirche des Ostens, welche die Glocken nicht kannte, schon Ruftürme, Minarette, gebrauchte. Sie übernahm dafür den Bautypus der ersteigbaren Feuersäule.

2. Die Moslim knüpften, wie in so vielem, an einen christlichen Brauch an, wenn auch sie den Rufer an die ersteigbaren Türme übernahmen. Diese bezeichneten sie noch immer als Feuertürme, Manara. Das Zeichen zum Gebete wurde in der Nacht zuweilen tatsächlich durch eine Flamme gegeben. Gleich wie bei den Christen wohnten auf den Türmen auch bei ihnen Asketen, die dem Himmel näher sein wollten. Diesen Wunsch sieht auch der Mönch Günther von Pairis am Anfang des 13. Jahrhunderts als die Vorstellung dieser Einsiedler an, wenn er von den Säulenheiligen in Konstantinopel schreibt: „sie fliehen die irdische Wohnung und haben, da sie den Himmel noch nicht erreichen können, sich gewissermassen in der Mitte zwischen beiden eine einsame Klause geschaffen“<sup>2)</sup>. Nach dem Vorbild der christlichen Kirche wurden auch von den Mueddins Vigilien und Litaneien von Turm zu Turm gesungen.

3. Offenbar zum Wechselgesang besitzt die Kirche, die auf der Werdener Elfenbeinbüchse dargestellt ist, zwei solcher schlanker Rundtürme, und auch in St. Gallen sind dem Plane nach zwei Türme vorgesehen gewesen. Die Mönche, welche dort oben die Nacht hindurch ihre Vigilien sangen, übten zugleich auch die Funktion von Wächtern aus. Sie

<sup>1)</sup> Hans REINHARDT, Totenleuchten. Schweizer Volkskunde. Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde 1940, S. 65—69

<sup>2)</sup> Vgl. oben S. 47, Anmerkung 2.

mussten alles überblicken und überwachen, wie es auf dem Plane von St. Gallen heisst. Zwei bis drei Leute konnten sich noch auf der Leuchte von Charlieu aufhalten. So waren denn auch nicht nur die Klausen einzelner Einsiedler auf den Türmen eingerichtet, sondern es haben für die Mönche, die dort oben ihrem Dienst oblagen, kleine Heiligtümer bestanden: in St. Gallen die Altäre der schützenden Erzengel Michael und Gabriel<sup>1</sup>).

4. Diese Ruf-, Feuer- und Wachttürme wurden zusammen mit dem Mönchsturm in den Westen übertragen. Dort ist aber, zum mindesten in Gallien, seit dem 5. Jahrhundert zum Gottesdienst mit Glocken geläutet worden.

5. Vielleicht eben deshalb, weil man sich für das kirchliche Leben der Glocken bediente, verengerte sich der Gebrauch der Rundtürme auf den Totenkult. Die Leuchte von Charlieu scheint in der Tat eine Zwischenstufe vom Minaret zum Totenlicht zu bilden. Die Flamme ist nicht mehr das Symbol des Lichtes, das im heiligen Bezirke gehütet wird, sondern dient nur noch, wie Petrus Venerabilis bezeugt, dem Gedächtnis der Toten, als Wachtfeuer auf dem Friedhof. Es handelt sich also um eine Rückkehr zu Vorstellungen, die auch in anderen Religionen bestehen und die namentlich auch im alten Gallien geläufig waren. Die Entwicklung der schlanken runden Türme war ja einst von den Totenleuchten, vom Typus der Trajanssäule, ausgegangen.

---

<sup>1</sup>) Im grossen Neubau der Kirche von Cluny, den der Abt Hugo, der Heilige, in den Jahren 1084 bis 1095 unternahm, stand der Michaelsaltar in einem Kapellchen, unmittelbar über dem Hauptportal; der Gabriealtar aber befand sich in einem Gemache ganz oben im Treppenturm, der sich an den südlichen Querschiffarm lehnt.